

Lanina Mitcheva

183 Tage

kremayr  
scherian



183 Tage.

Ianina Mitcheva



2012 - 2013

Hallo,

mein Name ist Ianina Ilitcheva und ich stelle meine sozialen Interaktionen ein halbes Jahr lang ein.

Folgende Regeln stelle ich auf:

Der Kontakt zu meinen Freunden und Bekannten wird völlig eingestellt, lediglich unverzichtbare Termine werden wahrgenommen. Die Benutzung des Internets wird auf ein absolutes Minimum reduziert. Anrufe, Kurznachrichten und Emails sind nicht erwünscht, Briefe jedoch sehr. Ich sage meinen Freunden, dass sie mich unangekündigt aufsuchen dürfen, wissend, dass die Entfernung zu meiner Wohnung ein natürliches Hindernis darstellen wird. Ich kommuniziere eine Erreichbarkeit in Notfällen.

Eine Ausnahme bildet meine engste Familie, aber auch zu ihr schränke ich den Kontakt ein. Ich erlaube mir, allein unter Menschen zu gehen. Sofern sich zufällig eine Begegnung oder ein Gespräch ereignen sollte, werde ich es begrüßen und passieren lassen, danach suchen werde ich nicht.

Einen Bruch dieser Regeln könnte es auf Reisen geben, derer sind zwei geplant.

Weitere Vorgaben gibt es nicht, genauso wenig einen Plan oder eine Vermutung, was alles passieren könnte.

# Prolog

In wenigen Tagen startet mein Experiment der Selbstentziehung.

Es ist, als bereite man sich auf eine sehr lange Reise vor. Man fragt Freunde, welche Musik sie einem empfehlen würden und welche Bücher sie gerade lesen. Man möchte so viele geliebte Menschen wie nur möglich treffen und mit ihnen Zeit verbringen. Man plant ein gemütliches Abschiedsfest zuhause, man sucht sich eine passende Veranstaltung für die letzte rauschende Nacht vor dem Eintauchen in die Einsamkeit. Man benachrichtigt Menschen, die man nicht so oft sieht, von denen man aber weiß, dass sie sich Sorgen machen würden, wenn man ein halbes Jahr nichts von sich hören lässt. Man bittet um Adressen von jenen, deren Adressen man nicht kennt, bietet die Option eines Briefkontaktes an. Man setzt ein Blog auf, in das man einmal im Monat eine Nachricht an die Außenwelt schreiben wird, gleich einem Reiselogbuch, um zu erzählen, was einem passiert, dass man noch lebt.

Man erklärt das Vorhaben bestimmt einhundert Menschen einhundert Mal und jedes Mal ist man ganz aufgeregt und entdeckt eine neue Facette der Vorfreude und Spannung, fürchtet sich mit jedem weiteren Tag, der vergeht, ein bisschen mehr. Man wird ermuntert, stößt auf Erstaunen und Unverständnis, stößt auf Verständnis, entdeckt hier und da einen Hauch von Sorge, einen leisen Unterton von Mitleid.

Je öfter ich über das Projekt spreche, desto deutlicher erahne ich die Unterschiede, wie Menschen mit dem Alleinsein umgehen. Für den einen bedeutet die Vorstellung großes Leid, das mit Verlust einhergeht. Für einen anderen klingt das Alleinsein nach dem Paradies einer einsamen Insel, nach Abenteuer, nach dem Ablegen der Verantwortungen und Zwänge des Alltags. Wiederum andere sehen das Alleinsein als Zeit der Ruhe, als eine Chance, sich neu zu erfinden. In meiner Vorstellung gibt es alles davon. Nichts wird mir erspart bleiben und ich möchte nichts auslassen.

Alleinsein. Mit sich selbst allein sein. Das heißt: Leben, Denken, Arbeiten, ohne äußere Einflüsse, ohne Inspiration, die durch Gespräche

mit anderen entsteht. Das soziale Leben – das war immer schon meine große Stärke. Kontakte zu knüpfen und zu pflegen, das ist mir immer leicht gefallen. So viel kann sich bewegen, wenn man sich austauscht, wenn man Gemeinsamkeiten findet, wenn man Diskussionen führen kann, die anregen zu denken, zu fühlen, auf neue Ideen zu stoßen – das ist so groß und wichtig. Wie wird es sein, wenn ich mich genau dem entziehe, woraus ich so viel schöpfe? Wird das, was ich mein bisheriges Leben lang an Informationen, an Erlebnissen und Erfahrungen gesammelt und in mir archiviert habe, genügen? Wie wird mein Alltag aussehen, ohne die mediale Vernetzung, ohne den permanenten Informationsfluss? Werde ich genug Inspiration finden, um künstlerisch zu arbeiten, oder werde ich mich nur als leere Maschine vorfinden, die ständig neues Rohmaterial braucht, um es zu bearbeiten und am Ende etwas ausspucken zu können. Die größte Herausforderung aber wird das persönliche Schreckgespenst sein: Einsamkeit. Werde ich es schaffen, an den äußersten Rand des Alleinseins zu gehen und kann ich an diesem inneren Ort bleiben, mich vielleicht sogar wohl fühlen? Kann ich mit mir selbst genug anfangen, kann ich mich selbst aushalten, wenn ich nichts anderes bin als das Ich? Werde ich etwas finden, das ich noch nicht kenne, und wird es mich erschrecken und davonlaufen lassen, oder könnte ich es bergen und benutzen?

Ich kann jederzeit abbrechen und zur Normalität zurückkehren, sage ich mir. Aber ich will nicht ohne triftigen Grund abbrechen. Ich möchte alles erfahren, was mir diese Reise zum Selbst offenbaren wird. Ich will bis an den äußersten Rand des Erträglichen gehen. Ich traue mir zu, den *Point of no Return* nicht zu verpassen, aber ich will ihn sehen und ich will wissen, was da ist. Ich will meine Grenzen nicht nur aus der Weite erahnen, ich will sie mit meinen eigenen Händen berühren. Und wer weiß, vielleicht komme ich gar nicht an die Grenzen. Das fürchte ich weitaus mehr als das Äußerste. Ich habe Angst davor, dass mir einfach nur langweilig sein wird. Dass sich nichts bewegt und dass mich nichts bewegen wird. Ich fürchte mich davor festzustellen, nicht relevant genug für mich selbst zu sein. Und dass ich keine Kunst schaffen kann, aus dem, was in mir ist.

Ich weiß nicht, ob ich es „Tag 1“ oder „Tag 2“ nennen soll. Eine wichtige Entscheidung. Es ist der zweite Tag. Man kann es nicht leugnen. Den ersten habe ich noch im Internet verbracht, weil ich schlecht vorbereitet war. Die letzten Spuren aufgegebener Social-Media-Auftritte gelöscht, die letzten wichtigen Nachrichten abgefragt, letzte Erklärungen und Verabschiedungen ausgesprochen. Ein ganzer Tag. Ein Makel. Ein Makel gleich zu aller Anfang.

Gestern war ich noch ...

Aber nun also, heute:



## Tag 2 von 183.

Aufwachen. Es überkommt mich gleich mal der reflexartige Wunsch nach einem Blick auf die Twitter-Timeline. Das Verlangen zieht sich durch den ganzen Tag.

Das sind also die ersten Entzugserscheinungen, vor denen man mich schon gewarnt hatte. Ich darf nicht schwach werden. Ich spüre es, das Ziehen, die Stimmen der Sirenen, die mich, tapfere Seemannin, locken und einlullen. Komm, das Vermissen deiner Lieben ist ein legitimer Grund, um doch kurz mal nachzusehen, es ist ja erst der Anfang von allem, da kommen noch viele Gelegenheiten, tapfer und stark zu sein, aber man muss es ja nicht gleich so hart ...

Doch. Nein, ach, ich kenne mich doch. Ich kann mich nur leider nicht selbst an den Mast des Schiffes fesseln, zu ungeschickt sind meine Hände beim Binden fester Knoten. So stehe ich also an Deck und halte mir die Ohren zu und schließe die Augen, um den betörenden Gesängen und funkelnden Gestalten der Sirenen zu widerstehen. Schöne Metapher. Gefällt mir.

Es ist schwer, wirklich.

Nein, ich habe noch längst nicht realisiert, was „ein halbes Jahr“ bedeutet. Ich habe keine Vorstellung davon, wie lange das sein soll. Nicht,





dass ich nicht schon mal so etwas wie „ein halbes Jahr“ erlebt hätte, aber so ist es doch, nicht wahr, man lebt so dahin und jeden Tag ist ein halbes Jahr von irgendwann vor einem halben Jahr vorbei. Und es fällt nicht auf. Nur Geburtstage fallen uns auf, und die zählen wir dann auch und messen uns, wer schon wie viele hatte. Aber jeden Tag geht ein Jahr vorbei, jeden Augenblick geht eine Ewigkeit ... oder ist das mit der Ewigkeit doch anders? Oder doch auch genau so? Interessant.

Es ist kurz vor Mitternacht. Ein starker Wind rauscht lautstark durch die großen Bäume hinter meiner Wohnsiedlung. Ich mache mir Sorgen um meine Tomatenpflanzen, die wirklich riesig geworden sind. Es wäre schade, wenn sie umknicken. Die Tomaten schmecken gut und es macht mir Freude, sie zu ernten.

Sorgen. Immerzu Sorgen. Warum immer diese Sorgen um so viele Dinge. Der Wind wird stark sein oder schwach sein, sie werden umknicken oder werden nicht umknicken. Vertrauen ist nicht einfach, obwohl es doch in der Theorie wirklich einfach klingt: Vertrauen.

Beginne mit  
1 Selbstportrait / Tag

2/183

Diese unfornbare  
Blitzaktivität. Ich weiß,  
ihr seht das auch und  
seid genauso sprachlos  
wie ich.

Die gleisenden dichtfurchen  
einen uns,  
Alle unter demselben Himmel.



6/183

Hallo.

Heute ist mir ein Netz  
Zwiebeln auf den Fuß  
gefallen.

Tschüß!



7/183

Selbstgespräche.

8/183

letzte Nacht hat sich meine  
Bettdecke in der Mitte  
zusammengefaltet und  
auf mich draufgelegt.



3/183

Das Erwerben von  
Lebensmitteln hat  
mich befriedigt.





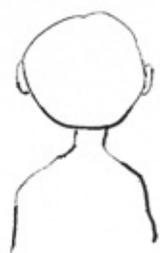
11/183

Strichale mein mageres Dektier  
mit einer mageren Scheibe Schinken

11/183



linker Zeigefinger,  
Papercut



12/183

... nicht minder als mein  
ganzes Herz.

